

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 284

Freitag, den 17. Dezember

1920

Spohnmeyers Töchter

Roman von
Fritz Gantzer.

(1. Fortsetzung.)

Die verängstigt Wartende dachte an den Straßenbahnunfall, bei dem Alice zu Schaden gekommen sein möchte, an den Anbruch neuer Anstreben, in die sie vielleicht hineingeraten war. In immer kürzeren Zwischenräumen öfnete sie das Fenster und sah die fast wie ausgestorben liegende, an eine Kiste abgesetzte, einernnde Etage hinauf und hinab. So still und einsam war alles. Nur ab und zu drang der hohe, hallende Klang der Fritte eines späten Fußgängers an ihr Ohr. Und der Nachwind sagte über die Stadt, verdingt sich in der Wolkenhülle und klopperte mit den Gassen. Es war alles so unheimlich, so schmerzhaft, als sei ein Unglück im Anzuge. . . .

Und nun schon Winternacht. Der Casstron war längst geöfnet. Und nicht in toter, ödlicher Mitleid machender Zimternis sitzen zu müssen, hatte die Wartende den spärlichen Rest eines letzten Lichtstumpfes entzündet. Wie kärglich sein zudenbs glimmendes Flackerlicht, wie nüberbrüchig es war, sah seinem Schein auf etwas warten zu müssen, an dessen Erfüllung man selbst nicht mehr glaubte. . . .

Sie versuchte, ihre wie verirrte Vogel durchgehender flatternde Gedanken zu fassen und zu dem Bündel eines Entschlusses zu eilen. Nach langem Bemühen hat sie ihr Ueberlegen so weit in der Gerat, sich zu sagen, daß es unmöglich sei, jetzt mitten in der Nacht etwas zu unternehmen. Denn wohin wollte sie wohl gehen, an wen sich wenden! Diese gewaltige Anannähmung von Steinblättern mit der Anzahl von Straßen und Plätzen, Berlin genannt, dachte sie wie ein Labirinth ohne Ausmaße, in dem der einzelne Mensch verlohren, verloren ging wie ein einziges Sandkorn am Dünenstrand. Ja, es wäre eine grenzenlose Torheit gewesen, sich jetzt auf den Weg machen zu wollen, um älter das Schicksal Allices etwas zu erfahren. Sie konnte nur dies tun: Den Tag erwarten und dann überlegen, was zu beginnen sei. . . .

Unmöglich hätte sie sich jetzt zu Bett legen können. Ihr ganzes Innere beand sich in einem solchen Ansturm, daß ein Schlaf doch nicht zu denken gewesen wäre. Außerdem dachte es sie eine Unverantwortlichkeit der Ferngebildenen gegenüber. Ganz im geheimen brante immer noch ein mattes Glimmchen der Hoffnung, daß Alice doch noch kommen könnte und daß sie, die Mutter, dann bereit sein mußte, das Haus zu räumen. . . .

Sie löschte das Licht und nahm in ihrem Nächtschlaf an fremder Platz, um jedem Geräusch sich näherndes Schritte, einen unmöglichen Ruf nicht ferret zu sein, als hätte, als wäre das Schreien ihrer sonst so hurtigen Füße durch schwere Ketten gehemmt. Die Sekunden glühen Tropfen, die sich vom Strom der Zeit nicht zu lösen vermöchten. Der chlamen

Frau dachte es, als sei der Bescheidschlag des Geschickens zum Verstummen gebracht, und sie kam sich vor, wie auf einer ferne Insel verbannt, die von toter Stille eingehüllt war und von der aus eine Verbindung zu der übrigen Welt eine Unmöglichkeit schien.

Und wie Vorstellungen und Vermutungen sie folterten! In allen möglichen Fährnisse glaubte sie ihr Kind verdrückt, nicht fähig, sich daraus befreien zu können, sondern ihnen verbanntes als eine Verlorenheit anzusehen. Und auch die Gedanken kam ihr endlich: wenn Alice nun schon . . . tot sein würde!

Das Bedenken dieser Möglichkeit peinigte ihren Sinn mit der Rücksichtslosigkeit roder Folterkammer, marterte sie bis aufs Blut. . . .

Gott sei Dank, daß es auch nach dieser Nacht endlich einen Morgens gab, der Licht brachte, eine Tätigkeit ermöglichte und Ablenkung schenkte. Und an seinen Saume mit dem roten Schimmer neuer Hoffnung gemächt war.

In ihr halbes Leben hinein lang, unerwartet für die frühe Stunde, ihres Mannes folgende Stimme. „Aber, Anguste, was hat das zu bedeuten? Dein Ruf ist unerbürdlich, du bist übermäßig aus, grau wie der Raß an der Wand. Zum Gott räumen!“

Er stand auf der Schwelle der Schlafzimmertür, trug nur das an sich in dem Hals übergestülpt und hatte ganz gegen seine Gewohnheit, einen Klang unföhiger Verjornis in seiner Stimme.

Frau Anguste, die im ersten Augenblick erschrocken zusammengezuckt war, hatte sich aus ihrer gebeugten Stellung, die sie beim Aufwachen des Fußbodens angenommen, in die Höhe gerichtet und sah ihren Mann mit einem angestauten Blick in das Gesicht. Wie würde er das aufpassen, was sie ihm nun sagen mußte, weil es unmöglich zu verheimlichen war?

„Ich habe überhaupt nicht geschlafen, Ferdinand“, sagte sie langsam, als wolle sie Zeit gewinnen, die Mitteilung über Allices Ausbleiben möglichst weit hinauschieben, sich eine Gelassenheit schaffen. Und erst nach einer langen Pause fuhr sie fort: „Ich habe die ganze Nacht auf . . . Allices Heimruf gewartet.“

„Wozu?“ Der Kaiserliche trat einen stolpernden Schritt vor. „Und du hast um . . . umsonst.“

Sie rief: „Ja, umsonst, Ferdinand.“
Tann war es eine ganze Weile still zwischen ihnen. Ferdinand Spohnmeyer stand mit weitgedrehtem Munde und sah nun im Gesicht auch grau aus wie der Raß an der Wand. Er zog das schlotternde Beinlein höher, wiederholte diese Fährnisse ein zweites Mal, als hätte er sie ganz mechanisch, und hatte seine Frau an, wie wenn sie ihm etwas Unmögliches gesagt habe.

Endlich erlaubte es ihm seine Verfürung, Worte zu formen und sie, abgelesen sprachen, aber sie ließen ihn zu drängen. Und das war nicht der alte Ferdinand Spohnmeyer, der da jetzt sprach, nicht der nürgende, besterwisshede, spöttelnd-bittige und so oft rücksichtslos grobe Mann, sondern einer, dem die Angst um sein Kind an der Kehle lag, dessen Stimme vor Sorge zitterte und der in diesen Minuten kein Wort des Vorwurfs erweichte.

„Aufsehn?“ wiederholte er. „Aber Alice ist nicht nach Hause gekommen? Aber . . . ich weiß nicht . . . wo sollte sie sein? Ob ihr etwas zugefallen ist? . . . Anguste, so rede doch, sage doch, was du denkst.“

Wann würde es ihm wohl schon jemals einfallen, jetzt

fahrungen auf organisatorischem und verwaltungstechnischem Gebiet kommen ihm hierbei zuhatten. Von Beruf Sattler, führte ihn die Wanderjahre nach Bremen hinauf, der alten Hanfsackstadt. Und dort setzte er sich fest. Die Bremer Genossen mußten bald, was sie an ihm hatten. Frühzeitig übertrug sie ihm verantwortungsvolle Aemter; er wird Rebalcur der „Bremer Völgzeitung“, dann Arbeiter,retreär, Vorsitzender der Zentralkasse für arbeitende Jugend, 1905 Sekretär im Parteivorstand und zuletzt Vorsitzender. Und immer still, zurückhaltend, nie brüllend, nie vorbrüllend, aber arbeitend wie ein Ackerbau. Im Wahlkampf 1912 traf ihn auf einem Bahnhofs. Wir kamen beide von Stationstouren zurück. Und waren müde und durchgeföhren.

Ja, der Parteileben ist nicht leicht, wer es mit der Sache ernst nimmt, muß Strapazen ertragen“, meinte er lächelnd. Der Krieg hat ihm noch mehr aufgedröhrt, und der blutige Fegefeuer länger vier Jahre mögen ihm wenige Stunden der Ruhe geöhrt haben. Kämpfe, wie sie die Parteiführer kaum schlimmer aufzählen hat, muß er durchgeföhren, ein Teil der eigenen Genossen verdröhrt, heilige Pflichten nicht erfüllen, es kommt zum offenen Bruch, und Freie immer mitten mang. Seine Kurze fährt nach oben, und heute steht er an der höchsten Stelle, die das deutsche Volk zu vergeben hat.

Ränge allerdings wohl nicht mehr. Die Reichstagswähler haben eine partei Verdröhung zugunsten der Extremen vor sich und rechts gedrängt, und das Übert unter diesen Umständen noch einmal auf seinen Posten zurückkehren wird, ist undenkbar. Die radikale Linke lehnt ihn aus parteipolitischen und grundsätzlichen Erwägungen ab, die Bürgerlichen allein schon aus rein persönlichen. Er ist ihnen nicht repräsentativ genug, und selbst Leute, die ihm sonst volle Verehrung zuwenden lassen und durchaus seine Sozialistengegner sind, wollen an dieser Stelle ebenfalls eine andere Persönlichkeit sehen. So sind denn Eberts Tage als Präsident der deutschen Republik gezöhrt, und eines Tages wird er wieder auf seinem Posten in der Partei zurückkehren.

Literatur.

Kudl J. C. E. D. W. J. U. geben der Zeit. Neue Ausgabe. Verlag Rütten & Lönig, Frankfurt am Main.
Der Dichter Rudolf Binding hat nur wenige Werke geschrieben. Einige Novellen, einige Lyriken, einen Gedichtband. Seine Lyriken aber sind so prächtige Kunstwerke, daß er um ihre willen einen Ehrenplatz in der Literaturgeschichte verdient. Die Kunst, die Lyrik zu schreiben, die Kunst, die Lyrik zu lesen, die Lyrik zu verstehen, das ist ein Kunstwerk, das man nicht so leicht findet, wie man es in der Lyrik der Romane, die in diesen Lyriken auszuweisen, ist ein deutsches Kind, deutsche Kunst so kräftig, daß kaum ein zweites Wort der modernen deutschen Literatur dem Ausland zum Kennzeichnen des Deutschen mehr empfohlen werden kann. Sie sind leicht, flüchtig wie Quellenwasser. Der Dichter hat an ihnen seine Freude. Die Nachhalligkeit der Eindrücke, die sie gewähren, wird wohl jeder gewahr werden.

M. F.

Kudl Euden, Lebenserinnerungen. Ein Stück deutschen Lebens. Leipzig 1921. R. F. Koehler Verlag.
In diesen persönlichen seiner Werke gezöhrt der große Philosoph Eudens in das Werden und Wachsen eines großen Denkers, in das Ringen eines gewaltigen Geistes um eine Weltanschauung. Schlichte Einfachheit und offener Freimut zeichnen dieses Erinnerungsbuch aus und geben dem Leser ein kulturgeschichtliches Bild der letzten Jahrzehnte deutscher Entwicklung. Von überwältigender Größe sind die Abschnitte, in denen Eudens seine Philosophie der gelassenen Lebenserneuerung erläutert, sie verdienen weit über die Kreise der Fachgelehrten hinaus die Beachtung aller Gebildeten. Doch unüberwältigender Größe sind die Abschnitte, die die Entwicklung seiner Philosophie bis in die Gegenwart verfolgen, der mit wohlthuender Abgeföhlichkeit auch zu den nationalen Fragen unseres Vaterlandes Stellung nimmt. — Dem Laienden, die zu Eudens Föhren zu greifen haben, werden diese Lebenserinnerungen eine Quelle fröhlichen Welterlebens sein. Das deutsche Volk aber, in seiner Gesamtheit wird erst durch dieses Buch erfahren, was Eudens ihm in seiner Seelensarbeit geschenkt hat.

U. Schr.

Praktische Ethik für das Volk. Von E. Ullmann. Leipzig 1920.

Dieses prächtig geföhrene, vom Geiste lebender Lebensauffassung getragene Buchlein, lehrt praktische und zwar erstens der ethischen Philosophie im besten Sinne des Wortes und stellt letzten Endes eine organische Verbindung der modernen, so genaues zu sehen erregenden amerikanischen Neugedanken mit der mundreife Laren indischen Lebensweisheit dar. Es enthält einen so schlichten wie überzeugenden Lehrgang der Beherrschung des eigenen Willens sowie hoher Gebrauchsintention. Wer es nicht nur liest, sondern seinen Worten nachgeht, wird ein in die Welt der Götter fürs ganze Leben davontragen und dabei allmählich auch über seine Umgebung eine Macht erlangen, die den Grundstein zum Bau irdischen Glückes bildet. Wir wünschen, ob jemals mit so kurzen, treffenden Worten so viel Wertvolles gesagt worden ist. Wer ihnen zu seinen Heil folgt, wird in sich bald den alten, gelassenen Mann abgeben fühlen und einen neuen, fröhlichen anzusehen.

M. W.

Das Weib. Von E. Ullmann. Leipzig. Verlag Ferdinand Schöner, Breslau.
Weib hat länger als ein Jahrtausend im tropischen Afrika gelebt, der Versuch, die Welt mit dem vollen Maßstab der Wissenschaft, verfährt gleichzeitig über eine ungenügende Fähigkeit, die Größe und Erhabenheit der tropischen Natur geföhlichmäßig zu erfassen. Eine heilige, man möchte sagen, brünstige Liebe zur Natur, begeistert die Darstellung, die sich viefach zu überaus großer Kraft und Größe erhebt. Aus dem dunkeln Urwald mit der erdröhrenden Fülle seiner Pflanzenwelt, der aber nur eine spärliche Fauna und eine armelige Bevölkerung entspricht, führt uns Weib hinaus in die hellere Welt der Savanne, die von einer hochstehenden Eingeborenenbevölkerung bewohnt wird. Er lehrt uns die Steppe kennen mit ihren Tieren, Sandstürmen und Grasbränden und malt uns schließlich die gauerische Farbenpracht und Todesinsel der wehrhaften Wüste. Eine besondere Note erhält das Buch noch dadurch, daß all das Geschaute dem Bereich jemals deutschen Kolonialgebietes entstammt! Wie Eudens erzählt der Uebersetzer, welche große Kulturarbeit unsere Volksleute in einem kurzen Menschenalter in Westafrika verrichtet haben.

Fritz von Arnim. Ein Epistel. Zweiter Teil der Trilogie „Ein Geschlecht“. Verlag Kurt Wolff, München, 1920.

Wörter: Das Straßgarter Hufe ähnen! mit farbigen Bildern von Karl Sinner. München. Helber Verlag.

Dieses anziehende Buch hat schon so viele warme Freunde gefunden, daß das Erscheinen der neuen Auflage, die Dank der Bemühung des Verlages wieder so überaus schön ausgefallen ist, aufs wärmste begrüßt werden kann. Man muß dem Urteil rückwärts zustimmen, das Ludwig Fehnd über das Buch geöhrt hat: „Das Buch ist so überzeugend geschrieben, daß jeder empfindliche Mensch es sich immer wieder ansehen sollte; jeder, der es sah, hat es auch, wie ich selbst, immer wieder verdröhnt.“

Georg von Büsch. Der Roman eines Mächtigen aus galanter Zeit. Von Rita Sonnend. (Verlag von Rich. Bong, Berlin.)

Der ganze schweigerische Glanz des Rokoko spricht uns in diesem Roman entgegen, ein so lebend durchgeföhertes Lebensbild des berühmten jährligen Frenken in des Büsch. Das selbstsamte aller Jahrhundert, das sich hne, mit seiner glühenden Lebens- und Genüßsucht, mit seiner fröhlichen Eleganz, seinem blühenden Geist und seiner gahigen Verführerlichkeit wird uns hier lebendig, und wir nehmen Teil an der glanzvollen Existenz des allmächtigen Ministers, dem die Schätze des Landes durch die Finger rannen und der struppellose das Volk ausbeutete und bedrückte, um einen föniglichen Luxus unter den staunenden Augen ganz Europas zu errichten.

Sch. Bruch in Eisen. Eine Ehefragodie aus dem Seemannsleben. Roman von R. Gontard-Schud (Berlin, Verlag Es werde Licht G. m. b. H.).

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1636.



Brau danach zu fragen, was sie denke? Er sah sie ver-
 lirt, ein völlig anderer geworden.
 Frau Auguste hob die Schultern mit einer unsagbar müden
 Bewegung. „Ich habe mir schon alles Mögliche vorgestellt.
 Ich habe auch schon an das Schlimmste gedacht, Verdacht.“
 „Doch sie...“ Er sprach die ganze Vermutung nicht aus.
 Frau Auguste nickte trocken verständnisvoll. „Ja, das
 ist, Ferdinand, wenn das sein sollte!“
 „Es wird nicht sein.“ sagte der Rangissekretär, den Mut
 zur Verhöhnung fände. „Aber weiß, was ich. Aber dieses
 Furchtbar, daß sie tot sein könnte, nein, das glaube ich nicht.
 Nein.“ Er sagte das letzte Wort sehr leiser, als Überzeugung
 und Vermutung sogar zu lächeln.
 Ein vertrauensvolles Lächeln sprang auf Frau Auguste
 über wie ein elektrischer Funke und gab ihrem Hofen neuen
 Antrieb. „Und was wollen wir nun tun, Ferdinand?“
 Er war schon in das Schlafzimmer zurückgekehrt und rief,
 während er in der Hand mit dem Antlitz: „Ich gehe
 sofort, um zu suchen, um Nachforschungen anzustellen. Weißt
 du nicht, wo's ich gehen sollte? Hat sie die nicht gesagt,
 was sie vorher?“
 „Ich weiß gar nichts, Ferdinand.“
 „Nun, laß es nur gut sein.“ tröstete die Stimme im
 Nebenraum, während das Plätschern von Waschwasser als
 kurzem Geräusch erscholl.
 „Ich werde sie schon finden. Ich frage im Geschäft,
 wende mich an das Polizeibüro, kenne mich auf der
 Rettungswache und gehe auch...“ Er brach erschrocken
 ab. Denn daß er im allerletzten Falle auch nach dem...
 Leichenhaus gehen würde, das brauchte seine Frau nicht
 zu wissen. Und nun vollendete er nach einer Pause in
 anderem Sinne: „Ich meine, daß ich alles aufbieten werde,
 um Alice zu finden.“
 ... Nun war er schon längst gegangen. Ohne an das
 Frühstück zu denken, dessen Einnahme ihm sonst als das
 wichtigste Geschäft beim Beginn des Tageslaufes erschien und
 das, je nachdem er längere oder kürzere Zeit darauf warten
 mußte, den Barometerstand seiner Laune für den ganzen Tag
 bestimmte. In hastender Eile war er demongolisch, wie
 einer, der seine Stunde verpassen darf, weil er sonst fürchten
 muß, sein Vorhaben nicht zur Ausführung bringen zu
 können. —
 Gegen Mittag kam er heim. Müde, abgehebt, mühsam
 und niedergedrückt. Er hätte nicht zu sagen brauchen, daß
 seine Bemühungen erfolglos geblieben, man hätte es ihm
 vom Gesicht ablesen können.
 Eins vor allem. Das, was ihn während des langsamen
 Trauphinaufsteigens als Bräutling wie ein greller Blitz
 durch den Sinn geizt hat. So scharf und hart zu fahrend,
 daß er sich halte auf das Geländer stützen und einen Augenblick
 hängen bleiben mußten, um nicht taumelnd gegen die Wand zu
 stürzen.
 Wenn das wäre! Aber das würde nicht sein, das konnte
 nicht sein. Dann lieber... dann lieber toll! —
 „Wir müssen abwarten.“ sagte er zuletzt zu seiner Frau,
 die in tröstlicher Verzweiflung nun nichts mehr zu hoffen wagte
 und davon überzeugt war, ihr Kind nur noch als eine tote
 Waise zu betrachten.
 Die Polizei forschte nach Allices Verbleib und wird uns von
 dem Resultat in Kenntnis setzen.“
 Frau Auguste und Friederike fanden mit verhängenen
 Schleiern in den Schürzenhängenden Händen und hatten Trän-
 nen in den Augen. Und Friederike sagte klagend: „O Gott, ist
 das schrecklich. Die arme, arme Alice!“
 Nach dem Mittagessen, das kaum einer von ihnen an-
 gerührt hatte, sagte der Rangissekretär: „Ich habe mich für
 heute dienstfrei gemacht, um am Nachmittag die Nachforschun-
 gen noch einmal aufnehmen zu können. Laß mich eine Weile
 schlafen und wecke mich gegen drei.“
 Wie gebengt er in das Schlafzimmer ging! Frau Auguste
 sah ihm nach und nach. Hoffte er, etwas wie sie, nichts mehr?
 Eine kleinere Müdigkeit ließ sie das Sofa aufsuchen. Sie
 hatte sich gerade ausgestreckt, als die Korkdiele auf-
 schellte. Kuckartig richtete sich Frau Spohmeyer in die Höhe.
 Der glückliche Gedanke: „Das wird Alice sein!“ riefte ihr
 als erster und einziger durch den Sinn und ließ sie ihre

Auge zu gähnen auf die Wohnungstür öffnen. Zu erheben
 vermochte sie sich nicht.
 Sie war enttäuscht, als Friederike in der nächsten Minute
 ins Zimmer trat. „Ich sehe...“
 „Ein Brief von Alice.“ unterbrach Friederike glücklich be-
 wagt. „Ein Kohlenbrief!“ Und als sie ihn der Mutter
 überreichte, sagte sie hinzu: „Gott sei Dank, endlich ein
 Lebenszeichen von ihr!“
 Frau Spohmeyer sah das frohe Gefühl nicht zu teilen.
 „Sie schreibt? Warum kommt sie nicht selber?“
 Mit zitternden Händen ergriff sie das Schreiben, las
 seinen Inhalt und ließ dann einen lauten Schrei aus. Der
 Brief ruhte in ihrer Hand. Wie ein aufgeschreckter Vogel klatterte
 er unter den Tisch.
 Friederike stürzte hinzu und hob ihn auf. Blah bis in die
 Lippen überflogen ihre Wangen die wenigen Zeilen, die Alice
 anscheinend in flüchtiger Eile niedergeschrieben hatte:
 „Liebe Eltern!
 Verzeiht, daß ich Euch ein Schreckentwurf, aber ich kann
 nicht mehr zurück. Ich gab mein Wort einem Manne, der nun
 seine Einwilligung von mir verlangt. Ich verlaße heute mit ihm
 Berlin und gehe in die weite bunte Welt. Ihr werdet mich
 nicht wiedersehen. Lebt wohl und vergißt Alice.“
 „Wah! Ist Friederike heraus.“ „Wie gemein!“
 In dem Augenblick trat der Rangissekretär, durch den
 lauten Schrei seiner Frau herbeigekommen, in das Zimmer. Als
 er den Kohlenbrief in Friederikes Hand sah, glaubte er zu
 wissen, daß seine heimlich gehaltenen Nachrichten zu schade ge-
 worden waren. Er rief Friederike den Brief förmlich aus der
 Hand, stürzte auf den Inhalt und verlas sie. „Dinnet!
 Inzwischen er verächtlich, zermühte den Bogen und schleuderte
 ihn zu Boden, seinen Fuß gewaltig darauf setzend.
 „Sage das harte Wort nicht.“ sagte Frau Spohmeyer
 und erhob blutend die verhängenen Hände zu ihm.
 „Gemeine Dinnet!“ wiederholte Ferdinand Spohmeyer im
 maßlosen Betrachung, stieß mit dem Fuße nach dem Papier-
 Inhalt am Boden und schleuderte ihn gegen die Wand.
 Und wahr nicht er wandte in das Schlafzimmer zurück-
 kam, brach seine Frau in ein schmerzhaftes Schreien aus
 und vergrub das zuckende Gesicht er hinter in beide Hände.
 Friederike trat weinend hinzu und beugte sich über die
 Schwergelände. —
 Von dem Tage an wurde der Name Alice bei Spohm-
 Meyers nicht mehr erwähnt. Sie war für die Thren so gut
 wie gestorben.
 Frau Augustes Haar nahm in wenigen Wochen eine graue
 Färbung an und der Rangissekretär war mürrisch und ver-
 bissen, denn je. Er sprach häufig vom Untergang der Kinder
 und von der Rücksicht, die die vielen Gebotes. Und von der
 all gemeinen Verderben der Welt. — Und was seine Frau
 noch an ihm lücheln lassen im Herzen trug, das hatte er für
 seinen Teil rücksichtslos ausgerottet und zertrümmert. Und die
 Möglichkeit eines Vergessens. Für ihn war die Tat Allices
 etwas, das alles verwickelt. Alles Lezähl. —
 Etwa vier Tage später erhielt er einen Brief mit einer
 ihm fremden Handschrift.
 Er wunderte sich, er schüttelte abweisend den Kopf und
 brüskete dem Briefe das beste Schicksal, das der Allice er-
 fahren hätte. Nur, daß er mit seinem Fuße seine Bekann-
 schaft schloß, sondern zerknüllt in die Tasche seines Haus-
 schlüssels wanderte.
 „Das schickte mir.“ knurrte er. „Ich habe an einer ver-
 storbenen Tochter genug. An die Allice soll mit keiner heran.“
 „Was schreibt man dir?“ fragte Frau Auguste, die den
 Brief vorher aufmerksam betrachtet hatte und nun, als sie
 wie der ins Zimmer trat, bemerkte, daß er vom Tische ver-
 schwunden war.
 „Nichts von Bedeutung. Ein alter Bekannter im Rhein-
 lande hat mir Tabak angeboten. Aber ich verzichte...“
 Schieberware kaufe ich nicht.“
 So kam es, daß Dietrich Hollbrandts Brief unbeant-
 wortet blieb und er durch Alice Spohmeyers Schuld den Auf-
 enthalt ihrer Schwester Allice nicht erfuhr.
 (Zweiter Teil folgt.)

Gedanken und Einfälle.

Warum des Grottes Seite so gut das Kind versteht? Weil
 die lütlende Sonne die Erde im gleichen Winkel greift
 wie die erwachende.

Wißt du ohne Himmelsstirn,
 Wagt Frauen in deluzes Kindes Blick?

Materialisten verwechseln des Daseins vergänglichem
 Schein meist mit des Lebens ewigem Sein.

Wärdest du Beides Bürde nicht tragen,
 Wärdest am Ende nach Gott nicht fragen.

Kesselfinken sind Seelen mit gebrochenen Schwingen.

Mensch sein, heißt Vergänglichem erleiden und Ewiges
 ersehen.

Hoffnung ist des Himmels Widerschein im Spiegel der
 menschlichen Seele. G. W. F. Wegel.

Ein lachender Mensch ist noch lange kein fröhlicher.

Noch bevor wir lieben, suchen wir nach Beweisen der Gegen-
 liebe. Karl F. Kettenbach.
 (Aus dem „Unberuhm“, Verlag Neclam, Leipzig.)

Narrenstücklein.

Frei nach altdeutschen Quellen.
 Von
 Hans Hagen.
 (Nachdruck verboten.)

Ein Narr ärgerte sich einst sehr über die Fügung, die ihn
 quälte Tag und Nacht.
 Er versuchte allerlei Mittel, um ihrer Herr zu werden,
 doch es gelang ihm nicht.
 Endlich kam ihm ein feiner Gedanke. Er gubndete sein
 Haus an und sprach, jedoch vor Fremde, um die Flammen
 herum, die sein Haus und Gut vernichten. Denn was tat
 es, da die verhassten Fügung nun elend zugrunde gingen?
 Ein Gaukler kam in eine Stadt und trieb dort allerlei
 Koffen. Zum Schluß spannte er ein Netz zwischen zwei
 hohen Häusern und wollte hinübergehen, doch er fiel und
 fügte sich recht schmerzhaften Schaden zu.
 Die Leute fanden ihn und lachten.
 Nur ein Narr, der dem Treiben ebenfalls zugehört
 hatte, war traurig, und viele Tränen rannen seine Wangen
 hinunter.
 Man fragte ihn, warum er weine, wenn alle lachen. Da
 erwiderte er: „Ihr nennt mich Narr, doch bin ich klüger
 als der Klücker, der dort vom Seile fiel. Das Gebreche
 hat Gott dem Menschen gegeben, darauf zu wandeln, und
 da ich einer, der will in der Luft gehen. Darum weine ich.“

Ein Bauer hatte eine Heune, die legte ihm jeden Tag
 ein Ei.
 Der Bauer dachte, das Heune habe gleich hundert oder
 mehr Eier in dem Leib, die ihm, habe er sie auf einmal,
 mehr nützen werden als täglich das eine.
 Also erstach er das Tier und fand nichts in ihrem
 Abder.
 So verlor er Heune und Eier.

Einst lebte ein Edelmann, der hatte einen Sperber, mit
 dem er auf die Jagd ging und an dem er viel Freude hatte.
 Waren Gäste zu Tisch, so lobte der Edelmann den Vogel
 und pries seine Güte.
 Als der Herr eines Tages über Land geritten war,
 nach der Frau den Vogel ab, rief ihn und verzehrte ihn.
 Als der Edelmann heimkehrte, sagte ihm der Narr: „Du
 hast mich und die Heune bezogen, da du jagst, der Vogel
 sei gut; ich habe ihn gebeten und gegessen, er war aber
 völlig zah. Kaum konnte ich den faulsten Wiffen mit
 meinen Zähnen bewältigen.“

Ein armer Mann kam einst in eine Wirtschaft, wo ein
 großer Brauen am Spiegle stand, der einen gar lieblichen
 Duft in die Stube sandte.
 Der Mann zog ein Stück Brot aus der Tasche und hielt
 es über das Spiegle, so daß der Geruch des Brotes in
 das Brot drang, welches er danach mit großem Ge-
 nusse aß.
 Als der Mann hinausging, rief ihm der Wirt nach, er
 solle zahlen.
 Gehäutet sagte der andere: „Was soll ich denn bezahlen?
 Ich habe mir weder Essen noch Trinken gegeben.“
 Der Wirt aber erwiderte: „Dem Geruch meines Brauens
 hast du dich genötigt, den sollst du mir bezahlen.“
 Er kritzelte hin und her und gingen endlich vor den
 Richter.
 Und das Urteil wurde ausgesprochen bis zum nächsten
 Gerichtstag. Einer der Richter aber sprach zu Hause vom dem
 seltsamen Fall, und ein Narr hörte die Geschichte.
 Da sagte er, er wisse wohl, wie zu entscheiden sei. Der
 arme Mann solle den Wirt bezahlen mit dem Klang des
 Geldes, wie er sich genötigt habe dem Geruch des Brauens.
 Alle lachten es der Worte des Narren. Die Richter
 aber entschieden in seinem Sinne.

Ebert.

Stilge von
 Emil Heger.^{*)}

„Das ist Genosse Ebert!“ Mit diesen Worten machte und
 ein alter Begleitfahrer eines Abends nach der Ver-
 sammlung bekannt. Der breitschultrige, mittelgroße Mann mit
 der schwarzen Mütze am Kopf, der so wenig sprach und
 so viel hörte, war mir vorher gar nicht aufgefallen. Er
 war erst kurze Zeit in Berlin und in unserer Partei
 von Ansehen noch ziemlich unbekannt. Wir gingen an
 dem Abend noch in ein Lokal und pabierten's bis Mitter-
 nacht. Das heißt: Die anderen sprachen, und er neuer
 Bekannter hörte meist still zu. Nur ab und zu war es
 eine Bemerkung dazwischen, und die trat jedesmal den Nagel
 auf den Kopf. Schon diese kurze Zeit genigte, um er-
 kennen zu lassen, daß der Mann, den der Parteitag in den
 Parteibüchern gelistet hatte, in der Geschichte der Sozial-
 demokratie noch eine bedeutende Rolle spielen würde.
 Ebert hatte eigentlich gleich Parteiführer den Partei-
 vorstand werden sollen. Der rechte Flügel der Partei
 verlangte ihn. Bebel dagegen wünschte, daß Hans die
 Partei einnehme. Die Gewerkschaften verlangten
 demnach die Wahl Eberts. Sie erklärten er habe sich in
 Streitigkeiten zwischen Partei und Gewerkschaften als Ver-
 mittler gut bewährt, seine Persönlichkeit die Selbstheit,
 daß er auch auf diesem Posten eine glückliche Hand haben
 werde. Ebert aber lehnte trotzdem ab, und Bebel meinte:
 sie sollten sich seine Mühe geben, wenn Ebert einmal netz
 sage, dann bleibe er dabei. Und durch einen kleinen Zufall-
 fall beauftragt, stellte er Ebert das Zeugnis aus, daß er
 ein ruhiger, gewissenhafter und äußerst tüchtiger Partei-
 genosse sei. So rückte Ebert in den Vorstand der Partei
 ein. Allerdings nicht als Parteiführer. Das war Hans.
 „Der wirkliche Parteiführer ist doch Ebert, der hat auch die
 Ellenbogen, sich durchzusetzen.“ sagte mir gelegentlich ein
 Genosse, der es wissen mußte. In allen seinen Handlungen
 läßt Ebert sich nie vom Gefühl leiten, nie von der
 jeweiligen Stimmung bezaubeln, er wärdert Partei und
 Reichthum abnehmend, streift er seine Mahnungen. Und arbeit
 mit einem kaum zu überlebenden Fleiß. Still, unauf-
 fällig, konsequent.
 Fleiß, stilles Fleißerleben und Energie kennzeichnen Eberts
 Charakter. 1871 als Sohn eines kleinen Schneidermeisters
 im schönen, lebenslustigen Heidelberg geboren, brachte der
 Siegeskampf an dem neuen Reichsbürger vorüber. — Sieg
 — Sieg — Sieg! Der schaukelnde, eroberungsfähige
 Was lebte sich aus — wie während der letzten vier Jahre —
 und heute? Ebert steht auf der Mittagshöhe des Lebens
 und am Grade aller deutschen Hoffnungen und ver-
 lichtet ruhig, still und konsequent das unendbare Amt eines
 Konsumverwalters großen Stiles. Seine langjährigen Er-
 *) Aus dessen soeben erschienenem Werk: „Politische
 Köpfe des sozialistischen Deutschlands“, in dem ein Teil Jahr-
 zehnten mitten in wirtschaftlichen Kämpfen stehender alle
 die führenden Männer der Einheitspartei von E. Schmidt bis
 Roske, vom Eheideemann bis Baumgarten mit den wichtigsten
 Strömungen des Scheiterns beleuchtet. (Verlag von Dietrich
 & Meyer in Weimar, 1920.)

